

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | KRÜGER

ABBIE GREAVES

Jeder
Tag für
dich

ROMAN

Aus dem Englischen
von Pauline Kurbasik

 | KRÜGER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Krüger

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Ends of the Earth« bei Century,
einem Verlag der Penguin Random House Gruppe, London.
Copyright © Abbie Greaves 2021

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2022 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8105-3069-1

Am Bahnhof Ealing Broadway gehört Mary O'Connor inzwischen zum Inventar. Sie wird übersehen und unterschätzt, wie so viele achtlos am Straßenrand abgestellte Dinge. Doch da enden die Gemeinsamkeiten auch schon. Mary sieht nicht schmutzlig aus – ganz im Gegenteil.

Sie trägt ihr Haar am Hinterkopf zu einem Knoten gesteckt, mit kastanienbraun schimmernden dunklen Strähnen. Mary ist seit Jahren nicht mehr beim Friseur gewesen, weil das für sie ein Luxus ist, den sie sich nicht gönnt, aber dank ihrer guten Gene ist ihr Haar dennoch in bestem Zustand. Diesen Genen hat sie auch ihre symmetrischen Gesichtszüge, die hohen Wangenknochen und eine hübsche, markante Nase zu verdanken. Mit ihren großen Augen, die völlig ungeschminkt sind, schaut sie suchend umher, so könnte ein Beobachter meinen. Suchend oder heimgesucht.

Mary kommt jeden Abend hierher, gleich nach der Arbeit in einem nahen Supermarkt, wo sie Regale eingeräumt hat. Sie hat keine Zeit, nach Hause zu gehen, um sich umzuziehen, weil ihre Schicht um fünf Uhr dreißig endet und sie sich beeilen muss, um den Strom der Feierabendheimkehrer am Bahnhof nicht zu verpassen. Sie zieht sich stattdessen einfach eine Strickjacke über das gelbe Poloshirt mit dem Logo ihres

Arbeitgebers. Das mag nicht sonderlich schick sein, aber Marys Schönheit überstrahlt jede Modesünde.

Sobald sie am Bahnhof ankommt, schaltet ihr Körper auf Autopilot. Sie sucht sich ihren Platz unter dem Vordach aus Beton, wenige Meter vor den Bahnsteigsperrern und links von einem Kiosk, der wässrigen Kaffee anbietet. Wenn sie den richtigen Ort gefunden hat, greift sie nach ihrem Schild. Sie hat es immer dabei, es steckt in einer Seitentasche ihres Wanderrucksacks und hat in der Mitte vom vielen Auf- und Zuklappen einen Knick, der mit der Zeit immer poröser wird. *Nicht nur der Knick*, denkt sie und verzieht das Gesicht, als ein Schmerz wie von einem Messerstich in ihr linkes Schulterblatt fährt. Und dabei ist sie doch vorige Woche erst vierzig geworden ... Der emotionale Tribut der letzten Jahre hat dafür gesorgt, dass sie sich mindestens zwanzig Jahre älter fühlt.

Sie ist groß, fast einen Meter achtzig, deswegen überprüft sie kurz, ob sie das Schild auf Augenhöhe der Passanten hält. Dann klappt sie den Karton auf und zeigt der Welt ihre Nachricht. Wenn ihre Finger anfangen zu krampfen, bewegt sie sie ein wenig, achtet aber darauf, keinen einzigen Zentimeter der Beschriftung zu verdecken: **KOMM NACH HAUSE, JIM**. Jedes Wort ist wichtig, und jede Silbe ist in ihrem Herzen eingebrennt.

»Jim?«, fragt sie die vorbeiziehenden Pendler, die auf ihre Handys oder eine Gratis-Lokalzeitung starren, die irgendwann vor ihren Füßen landet. In den letzten beiden Jahren ist die Anzahl jener Menschen, die bloß vermeintlich auf Mary reagieren, auf besorgniserregende Weise angestiegen. Tatsächlich sprechen sie in kabellose kleine Kopfhörer, diese winzigen, fast unsichtbaren weißen Apostrophe in den Ohrmuscheln. Sehr

befremdlich. Und diese Menschen schauen sie so an, als würde bei *ihr* etwas nicht stimmen.

Wenn viel los ist, fragen vielleicht ein oder zwei Personen nach, was mit ihr oder Jim los sei. Zuerst meistens jemand, der annimmt, sie würde gerade schwere Zeiten durchmachen und bräuchte ein offenes Ohr. Einige wollen ihr immer etwas Geld zustecken, trotz ihres gepflegten Äußeren. Wie kann sie ihnen klarmachen, dass ihr nicht etwa ein Zuhause fehlt, sondern der Mensch, der ihr Zuhause sein sollte? Immer gehen die Leute schon weiter, bevor Mary die richtigen Worte gefunden hat.

Im Winter packt sie zusammen, wenn ihre Hände so taub sind, dass ihr das Schild zu entgleiten droht – nachdem sie es etwa zwei Stunden lang in ihren dünnen Wollhandschuhen hochgehalten hat. Und jedes Mal aufs Neue fühlt sie sich schuldig. Gibt sie zu früh auf? Was, wenn Jim gerade in dem Moment hier ankommt, wenn sie ihren Schlüssel in die Wohnungstür steckt? Nach fast sieben Jahren in diesem Rhythmus, sechs Mal durch alle Jahreszeiten, hat sie sich an das nagende Gefühl der Unzulänglichkeit gewöhnt, das mit der winterlichen Zeitumstellung einhergeht.

Aber nun, Anfang August, kann sie bis zehn Uhr abends draußen stehen bleiben. Das verschafft ihr eine weitere Stunde, ablesbar auf ihrer Uhr – der silbernen Uhr am schmalen Gliederarmband, ein kostbares Geschenk von ihm. Den Schmerz in den Füßen, in der Schulter und im Herzen wird sie ertragen, weil sie nicht weiß, wohin sie sonst soll und sie keine Lust auf die erdrückende Stille in ihrer Wohnung hat.

Diese eine Stunde wird sie noch ausharren, und selbst dann, weiß sie, wird sie sich noch wünschen, sie könnte für immer hier am Bahnhof stehen bleiben. Sie wird ausharren, bis ihre Knie einknicken und ihre Knöchel nachgeben. Sie wird sich

nicht abfinden, keinen Schlusstrich ziehen. Sie wird nicht aufgeben. Nein. Sie wird warten und warten und weiter warten. Hatte sie das nicht Jim versprochen?

Bis ans Ende der Welt oder bis nach Ealing. Für immer.

KAPITEL 1

2018

Zehn Uhr abends. Mary dreht vorsichtig den Kopf von links nach rechts. Erst knackt es, dann knirscht es, als würde man auf trockenes Laub treten. Wer auch immer gesagt hat, dass Stehen gesund sei, war selbst noch nicht täglich zwölf Stunden auf den Beinen. Mary faltet das Schild zusammen und steckt es in den Rucksack zurück, dann lässt sie ein letztes Mal den Blick schweifen. Obwohl sie sich inzwischen an die Enttäuschung gewöhnt haben sollte, schmerzt der Anblick der Bahnhofshalle ohne das eine Gesicht, nach dem sie sich sehnt.

Weil es Dienstag ist, hat Mary keine Zeit, vor ihrer Schicht von 23 bis drei Uhr früh bei NightLine, der lokalen Krisenhotline, nach Hause zu gehen. Donnerstagnachts hat sie die gleiche Schicht, und sie hätte auch noch weitere übernommen, wenn nicht Ted, der Dienstplanschreiber, das verhindert hätte in der Befürchtung, Mary könnte sich überarbeiten. Tatsächlich ist sie dermaßen erschöpft – psychisch und physisch –, dass sie gar nicht mehr weiß, wie es ist, sich anders zu fühlen. Sie hofft, sich auf dem fünfzehnminütigen Spaziergang vom Bahnhof zur Grundschule St. Katherinen – wo sich die Räume der Krisenhotline befinden – etwas zu erholen, einen klaren Kopf zu bekommen für die Nacht am Telefon.

Als Mary bei NightLine angefangen hatte, war das, was mit Jim passiert war, gerade drei Monate her, und sie hatte zwar schon ihre Wache am Bahnhof aufgenommen, aber irgendwie reichte das nicht. Jims Verlust hatte eine Leere in ihrem Leben hinterlassen, wie ein großer klaffender Krater, der sie zu verschlucken drohte. Auch wenn Mary das Gefühl hatte, diese Leere würde nie wieder ausgefüllt werden, wusste sie doch, dass sie zumindest *versuchen* musste, etwas zu tun, um sich an die Fetzen einer Zukunft zu klammern, die ihr noch geblieben war.

Als an einem ihrer ersten Arbeitstage beim SuperShop ein Anschlag am schwarzen Brett verkündete, dass man neue Ehrenamtliche für NightLine suche, riss sie instinktiv einen der Zettel ab. Sie steckte ihn in die Hosentasche. Einen Tag oder zwei beließ sie es dabei. Jedes Mal, wenn sie an die E-Mail-Adresse schreiben wollte, kam ihr, ehe sie auf Senden klicken konnte, ein Lieblingsspruch ihrer Mam in den Sinn: *Bevor du anderen helfen kannst, musst du dir selbst helfen.*

Dieser Aphorismus entbehrte nicht einer gewissen Logik. Wenn aber nur Menschen anderen helfen würden, die selbst keine Hilfe benötigen, würde dann überhaupt noch jemand ehrenamtlich tätig sein? Außerdem passte Marys Profil zu den meisten Anforderungen der Ausschreibung. Nur bei dem Punkt »souverän in Krisensituationen« war sie sich nicht ganz sicher, aber Mary sagte sich, dass sie das doch ebenso gut bei NightLine lernen könne.

Noch nie war sie dermaßen mit Informationen bombardiert worden wie bei ihren ersten Schulungseinheiten. Anfangs markierte Ted ihr die wichtigsten Passagen in dem dicken Handbuch, aber damit hörte er bald wieder auf. Vielleicht spürte er Marys Gewissenhaftigkeit – sie würde das

Handbuch ohnehin komplett durcharbeiten. Nach all der Lektüre gab es nur einen Satz, den sich Mary zu Herzen nahm, und der prangte als Slogan auf dem Handbuch der Organisation: *Raum zum Reden*.

Dabei musste sie an Jim denken, was an sich nicht ungewöhnlich war, doch dieser Satz verlieh ihrem Denken eine neue Richtung. Sie hatte lange jedes Gespräch mit ihm im Kopf immer wieder durchgespielt. Doch nun wurde ihr klar, dass all die aneinandergereihten Worte – selbst wenn sie sich ganz genau erinnerte – nicht die ganze Wahrheit enthielten. Mary schwor sich, dass sie ihren Anrufern bei NightLine allen Raum geben würde, den sie aufbringen konnte.

Obwohl ihr Selbstwertgefühl seit Jahren am Boden liegt, weiß sie, dass sie eine gute Freiwillige ist. Und trotz ihrer kräftezehrenden Rolle bei NightLine hat sie festgestellt, dass sie sich dort wohler fühlt als an fast jedem anderen Ort der Welt. Das Gefühl, gebraucht zu werden, erdet sie nach den emotional anstrengenden Wachen am Bahnhof. Die Wände der Klassenzimmer haben etwas Tröstliches. Und dann ist da noch die Gesellschaft der anderen Freiwilligen, die ihr tatsächlich sehr ans Herz gewachsen sind.

Von allen kennt sie Ted am längsten, er ist allerdings streng genommen kein Freiwilliger, vor zwei Jahren nach dem Tod seiner Frau, der Gründerin von NightLine, hat er sich für die Trauerzeit vom Telefondienst zurückgezogen. Nun hat er eine ›leitende‹ Funktion inne, kümmert sich um die Dienstpläne, die Technik, eben die langweiligen Stellschrauben eines solchen Unternehmens. Ted und sie hatten nebeneinanderher gearbeitet, bis seine jüngste Tochter letztes Jahr ihr Studium begann und er Mary gestand, dass er nicht mehr weiterwisse.

Dann sind wir schon zu zweit, dachte Mary und sprang über

ihren Schatten, um ihm einen gemeinsamen Spaziergang vorzuschlagen. Inzwischen gehen sie regelmäßig sonntagnachmittags spazieren. Vor einigen Wochen sind sie in Kew eingekehrt und haben seinen Fünfzigsten gefeiert – wenn man bei zwei Scones in einem Café von einer ›Feier‹ sprechen kann.

»'n Abend!«, ruft Mary, als sie das Klassenzimmer betritt.

Ted hat ihr den Rücken zugewandt. Er trägt wie immer Poloshirt mit Kaki-Shorts und steht unter der Lichtleiste, sein rasierter Kopf leuchtet wie eine Glühbirne. Mary sieht, dass er gerade die Teemaschine füllt. Allerdings gehorcht ihm das Ding nicht. Der Behälter aus Edelstahl wackelt gefährlich nah an der Tischkante.

»Mary!«

In seiner Begeisterung, sie zu begrüßen, hebt Ted die Hand, die das Metallgefäß hielt, und es fällt krachend zu Boden. Beide zucken zusammen.

»Dieses Ding ist ein verdammter Albtraum«, sagt er, während der Behälter unter den Tisch rollt. Es überrascht Mary immer wieder, wie neutral seine Stimme in ihren irischen Ohren klingt. Er hat das Temperament eines Ganoven aus dem East End, aber keine Spur eines Akzents.

»War der Urlaub schön?«, fragt Mary.

Ted nickt, und Mary bemerkt, wie braun er geworden ist. Er ist zwar nie blass – ein Vorteil des Gärtnerberufs, vermutet sie –, nach den zweieinhalb Wochen bei seinen alten Eltern in Dorset ist er jedoch richtig braun gebrannt. Das macht ihn zehn Jahre jünger. »Gut, danke. Aber es ist nicht leicht mit anzusehen, wie sie immer gebrechlicher werden.«

Mary versucht, nicht an ihre eigene Mam zu denken, wie es ihr wohl gehen mag, mit ihren geschwollenen Fußgelenken

über den Filzpantoffeln. Eine gute Tochter würde ihr abends zur Hand gehen, statt sich fünfhundert Meilen entfernt vor einen Bahnhof zu stellen. Sie schiebt den Gedanken weg.

»Ich muss los«, sagt Ted und reißt Mary damit aus ihrem Tagtraum. Sie hatte wohl zu lange geschwiegen, denn nun sieht sie, wie Ted zögert, er weiß nicht, ob er sie zum Abschied umarmen soll oder nicht. Mary lächelt ihn stattdessen sehr überzeugend an.

Als er weg ist, setzt sie sich und wickelt sich das Telefonkabel um den Zeigefinger, während sie auf die anderen beiden Freiwilligen wartet.

Kurz darauf sieht sie durchs Fenster, wie Kit und Olive die Straße überqueren. Kit – ein Mann in den Zwanzigern mit der unerschöpflichen Energie eines Schuljungen – erzählt gerade etwas. Er streicht sich immer wieder das strohblonde Haar aus den Augen, und Mary kann sich vorstellen, dass Olive – sie ist Chiropraktikerin im Ruhestand – sich verkneifen muss, ihm ein Zopf Gummi anzubieten. Kit ist so makellos schön wie ein Boy-Band-Sänger, allerdings legt er nicht viel Wert auf sein Äußeres, was bedeutet, dass er immer so aussieht, als wäre er gerade von einem Festival gekommen. Kaum zu glauben, dass er tagsüber bei einer Investmentbank arbeitet.

»Für mich hört sich das ein bisschen weit hergeholt an ...«, sagt Olive gerade, als sie hereinkommen.

Sie winkt Mary zu, dann schnappt sie sich den Drehstuhl vom Lehrerpult. Sie öffnet den Klettverschluss ihrer Sandalen und streift sie ab. Olive ist eine alte Freundin von Ted und arbeitet schon seit der Gründung bei NightLine. Das erklärt, warum sie sich hier wie zu Hause fühlt.

»Wie geht es dir, *amigo*?«

Kit hatte allen anderen Freiwilligen erzählt, dass er mit einer

App Spanisch lerne. Nun gibt es für ihn anscheinend kein anderes Thema mehr.

Kurz herrscht Stille, dann bemerkt Mary, dass er sie meint. »Mir?«

»Was gibt's Neues?«, hilft Kit ihr auf die Sprünge.

»Nicht viel.« Oder eher gesagt: *nichts*. Aber wie könnte sie Kit begreiflich machen, dass ihr Leben immer nur aus Supermarktschichten, Bahnhofswachen und an zwei Abenden pro Woche der Freiwilligenarbeit bei NightLine besteht? Nur vage kann sie sich sein Leben als hart arbeitender und noch härter Party machender Stadtmensch vorstellen. Um nichts in der Welt will sie sein Mitleid.

»Hast du einen Sommerurlaub geplant?«

Bevor sich Mary zu einer Antwort aufraffen kann, klingelt das Telefon neben Olive.

»Setz dich!«, herrscht Olive Kit an. »Es geht los.«

Stille legt sich über den Raum, als alle drei nacheinander Anrufe entgegennehmen. Marys erster dauert lange, über zwei Stunden: ein junger Mann, seine Frau hat ihn verlassen, die Zwillinge im Kleinkindalter hat sie mitgenommen. Es wird niemals leichter zu hören, dass jemand nicht mehr weiß, wofür es sich lohnt, morgens aufzustehen, doch Mary kann das zweifelsohne besser nachfühlen als die meisten anderen. Aber das darf sie sich nicht anmerken lassen. Die Freiwilligen sind anonym und dürfen Informationen aus ihrem eigenen Leben nur kurz aufblitzen lassen. Mary findet es tröstlich, sich als Leerstelle zu präsentieren. Das liegt ihr mehr, als eigentlich gesund wäre, denkt sie.

Nachdem er aufgelegt hat, kann sie kurz durchatmen. Sie beißt einmal in das Twix, das Ted ihr hingelegt hat, und brüht eine frische Tasse Tee auf. Wenn sie später an diese Szene zu-

rückdenkt, wird sie staunen, wie die außergewöhnlichsten Ereignisse stets in den gewöhnlichsten Momenten geschehen. Doch nun schluckt sie erst einmal den Bissen vom Schokoladenkeks hinunter und greift dann wieder zum Telefon.

»Guten Abend, Sie haben die Rufnummer von NightLine gewählt. Bevor wir anfangen können, habe ich ...«

»Hallo?« Die männliche Stimme am anderen Ende der Leitung klingt brüchig, als läge eine unruhige Hand auf dem Mikrofon.

»Hallo, guten Abend, hier ist NightLine. Ich muss Ihnen zunächst einige Fragen ...«

»Ich wollte sagen, dass ich dich vermisst habe.«

Erst traut Mary ihren Ohren nicht. Sie arbeitet so lange hier, dass sie glaubt, schon alles gehört zu haben.

»Bist du noch da?«, fragt die Stimme. Sie hört sich dumpf an, aber man vernimmt deutlich ein Lallen.

»Ja, ja ...« Mary legt ihre freie Hand auf den Schreibtisch, aber sie zittert, egal wie stark sie ihren Bizeps anspannt. Eine Sekunde lang versucht sie, sich auf das Hier und Jetzt zu fokussieren. Doch vergeblich, schon wird sie Jahre zurückkatapultiert, zurück zu dem Augenblick, als sie sich kennengelernt haben. Das kann doch nicht wahr sein, oder?

»Hast du gehört, was ich gesagt habe?« Die Worte des Mannes scheinen aufeinanderzuplumpsen, dahinter steckt mindestens eine halbe Flasche Whisky, vielleicht sogar noch mehr. Ihr Herz rast.

»Ja, hab ich. Danke. Du, ähm, hast mich vermisst ...« Bei den letzten Worten stockt sie. Erst war es nur ein Funken Hoffnung gewesen – nun steht ihr ganzer Körper lichterloh in Flammen.

»Ich habe dich vermisst.«

Mary blickt über ihre linke Schulter, um sicherzugehen, dass weder Olive noch Kit lauschen. Sie spürt plötzlich den Beschützerinstinkt einer Löwin, und zugleich fühlt sie sich so verletzt wie die Beute, die gleich erlegt wird.

»Heute ist mein schlimmster Tag seit Jahren. Ich habe mich so allein gefühlt, ich hatte niemanden zum Reden. Es ist schwer weiterzumachen, wenn man sich an niemanden wenden kann. Außer an dich. Du warst immer für mich da. Du hast mich nie im Stich gelassen. Du bist mein sicherer ...« Die Verbindung knackt. Mary hört das letzte Wort nicht, aber sie formt mit ihrem Mund die Silbe, deren sie sich sicher ist:

Hafen.

Sie legt sich eine Hand auf die Stirn, sie ist klebrig – von dieser Art feuchten Wärme, bevor man eine Grippe bekommt. Ein weiteres Knacken bringt ihr fiebriges Gehirn auf Trab.

»Wo bist du?«, bringt Mary heraus. Sie braucht eine Antwort. Auch wenn sie weder Ort noch Koordinaten oder irgendwas Zurückverfolgbares bekommt, ein einziges Wort würde ausreichen. Ein Wort, mehr braucht sie nicht. *Okay*. Wenn er nach so langer Zeit anruft, muss es einen Grund dafür geben. Denn, o Gott, was ist, wenn er in Gefahr ist, oder krank oder ...

»Das kann ich dir nicht sagen. Nicht jetzt. Ich wollte, dass du meine Stimme hörst, Mary.«

Ihr stockt der Atem.

»Du weißt, wie ich heiße«, flüstert sie, mehr zu sich selbst.

»Was?« Da ist es wieder, das weiße Rauschen am anderen Ende der Leitung, das die Stimme verzerrt.

»Bist du noch da? Hallo?« Mary will sichergehen, dass ihre eigene Stimme trotz der schlechten Verbindung durchdringt. Verzweifelt kämpft sie gegen die technische Störung an. »Hallo?« Sie hat das schreckliche Gefühl, etwas Falsches ge-

sagt zu haben. Sie darf ihn jetzt einfach nicht verlieren.
»Hallo?« Ehe sie noch ein Wort sagen kann, ist die Leitung tot.

Mary taumelt zur Tür. Sie sieht kaum etwas, weiß nicht, wo sie hintritt, in ihrem Kopf spielen sich Horrorszenarien ab. Sieben Jahre Nichts sind innerhalb von einer Minute in sich zusammengefallen. Warum? Warum jetzt? Sie lehnt sich mit der brennenden Stirn gegen die Glasscheibe, der Fenstergriff drückt sich in ihren weichen Bauch. Was hat das alles zu bedeuten?

Sie starrt ihrem Spiegelbild tief in die Augen, als wäre dort etwas, was ihr Halt geben könnte.

Aber sie sieht nur Jim und ihre erste gemeinsame Nacht: seine kehlige Stimme und sein Gesicht, das wie ein Zuhause ist.